

ganz die öffentliche Anklage im Convent, welcher immer noch in der Manège seine Sitzungen hielt.

Der König ward in Begleitung seiner drei Vertheidiger und zweier Municipalbeamten, umringt von Nationalgarben, von dem Temple nach dem, neben den Tuilerien belegenen Gebäude der Manège hingefahren. Das Volk umtanzte mit wildem Jauchzen und lauten Verwünschungen den Wagen. Und drinnen saß der König, vollkommen ruhig, vollkommen gefaßt.

„Dieser Mensch muß von einem seltsamen Fanatismus besetzt sein,“ sagte Colombeau, einer der Municipalbeamten, welcher die Fahrt mit dem König gemacht hatte, in dem Bericht, welchen er dem Convent von demselben abfichtete. „Es ist sonst unerklärlich, wie Ludwig so ruhig sein konnte, da er doch so viel Ursache hatte, sich zu fürchten. Nachdem wir alle eingestiegen waren, und der Wagen langsam durch die Straßen fuhr, nahm Ludwig Theil an der Unterhaltung, welche bald die Literatur zu ihrem Gegenstande hatte, und namentlich sich um einige lateinische Autoren drehte. Er gab sein Urtheil über Alles mit großer Richtigkeit und Einsicht, und es schien mir, daß ihm daran gelegen wäre, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Einer von uns sagte, er liebe Seneca nicht, weil seine Liebe für Reichthümer und Gold sehr im Contrast stände mit seiner vorgeblichen Philosophie, und weil man es ihm nie verzeihen könne, daß er vor dem Senate die Verbrechen des Nero beschönigt habe. Diese Reflexion schien ihn nicht im Mindesten zu afficiren. Als man von Titus Livius sprach, sagte Ludwig, dieser habe sich darin gefallen, große Reden zu componiren, die indessen wohl nirgends anders als an seinem Schreibtische gesprochen worden, „dem,“ fügte er hinzu, „es ist unmöglich, daß die Generale vor der Front ihrer Armeen solche lange Reden wirklich gehalten haben.“ Er verglich dann den Titus Livius mit Tacitus, und meinte, dieser sei dem Livius in seinem Styl weit überlegen.“

Der König unterhielt sich über lateinische Autoren, während inmitten des brüllenden und höhrenden Volkes der Wagen ihn dahinführte nach dem Convent, welchem Desèges in seiner Vertheidigungsrede mit muthigem Stolze entgegen rief: „Ich suche unter Euch Richter, aber ich finde nur Ankläger!“

Der König war vollkommen ruhig und doch wußte er, daß sein Leben bedroht war, daß er vor dem Tribunal des Todes stand. Gleich an dem Tage, da man ihn zum ersten Mal in den Convent fuhr, hat er Mallesherbes, ihm ein Billet an den Priester zu besorgen, dessen Beistand er wünschte, und von dem er wußte, daß er ihm denselben nicht versagen werde.

Dieser Priester hieß Edgewarth de Firmont, und bald sollte die Zeit kommen, wo der König nicht mehr der Advokaten und Vertheidiger, sondern des Beistandes der Priester bedurfte.

* Siehe: Beauschène I. p. 396.

Am zwanzigsten Januar 1793 kündigte man dem König sein Todesurtheil an.

Er empfing es ruhig, und begehrte nur seine Familie zu sehen, einen Beichtvater zu haben, und sich auf seinen Tod vorbereiten zu können.

Und während dieser ganzen fürchterlichen Wochen war Marie Antoinette von ihrem Gemahl getrennt, allein mit ihren Kindern, denen es jetzt nicht mehr gelingen wollte, ein Lächeln auf diese Lippen zu rufen, die acht Tage lang stumm und verschlossen blieben, die Augen ausleuchten zu machen, welche wie vor Entsetzen erstarrt schienen.

Die Königin wußte, daß der König angeklagt, verhört, in den Convent geführt worden. Aber nichts, nichts, keine Sylbe von dem Verlauf, dem Ausgange des Processes gelangten zu ihr. Denn Frau Tison, ihre Aufpasserin, ihr böser Dämon, bewachte sie zu gut, als daß irgend eine Nachricht hätte zu ihr bringen sollen.

Aber endlich kam sie, diese Nachricht, der so lange das Herz der Königin entgegen gehet, auf die sie sich in langen, qualvollen Nächten mit Gebet, mit Thränen, mit Händeringen vorbereitet hatte, und welche sie doch jetzt mit Verzweiflung, Jorn und Schmerz erfüllte.

Der König war zum Tode verurtheilt! Der König wollte seine Familie sehen, um von ihr Abschied zu nehmen!

Der Convent hatte dazu die Erlaubniß gegeben, er war in seiner Gnade sogar so weit gegangen, zu erlauben, daß die Familie sich ohne Zeugen sehen durfte. Nur sollte die Zusammenkunft in dem kleinen Eßsaal des Königs stattfinden, weil von dort eine Glashür in das Nebengemach führte, und die Municipalbeamten von dort aus die königliche Familie beobachten konnten.

Der Beamte hatte sich jetzt entfernt, um die Königin und ihre Familie von dem obern Thurm herunter zu führen.

Der König, sie erwartend, ging unruhig auf und ab, und sagte dann zu Clery, der das kleine Gemach ordnete, den runden Tisch, der in der Mitte stand, bei Seite schob, damit mehr Platz sei, und die Stühle aufstellte, er möge eine Caraffe Wasser und ein Glas bringen. „Aber,“ fügte er vorsorglich hinzu, „kein Eiswasser, denn die Königin kann es nicht vertragen, und ihr könnte unwohl davon werden.“

Jetzt auf einmal erlebte der König, und still stehend, legte er einen Augenblick seine Hand auf das laut klopfende Herz.

Er hatte die Stimme der Königin gehört.

Die Thür ward geöffnet, und sie kamen herein, alle seine Lieben. Die Königin mit dem Dauphin an der Hand, Madame Elisabeth mit der Tochter Theresie.

Der König ging ihnen entgegen und breitete die Arme nach ihnen aus, und nach ihm streckten sich alle die Arme aus, ihn umschlangen sie Alle in einer Um-

armung, und hingen aneinander, und lautes Wehklagen, herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte jetzt das Gemach.

Hinter dem Glasfenster standen die Beamten, aber sie vermochten nichts mehr zu sehen, denn ihre Augen waren mit Thränen undüffert.

In dem Cabinet des Königs lag der Abbe Edgewarth de Firmont auf seinen Knien und betete für diese Unglücklichen, deren Klageschrei, deren Schmerzenslaute zu ihm drangen.

Allmählig verstummte das Schluchzen. Sie nahmen Platz, die Königin zur Linken ihres Gemahls, Madame Elisabeth, seine Schwester, ihm zur Rechten, ihm gegenüber seine Tochter Marie Theresie, zwischen seinen Knien der Dauphin, mit großen Augen, und einem traurigen Lächeln zu dem König aufschauend.

Ludwig sprach zuerst. Er erzählte von seinem Prozesse, von den Verbrechen, deren man ihn beschuldigte. Aber seine Worte waren sanft und ruhig, und er bemitleidete die „armen, irregeleiteten“ Männer, welche ihn verurtheilt hatten. Er forderte von seiner Familie, daß sie ihnen verzeihen solle.

Sie antworteten nur mit Schluchzen, mit Ausrufungen, mit Thränen und Küffen.

Dann ward Alles still. Die Municipalbeamten hörten kein Wort, aber sie sahen, wie jetzt die Königin mit ihren Kindern, mit ihrer Schwägerin auf die Kniee niedersanken, wie der König, aufrecht in ihrer Mitte stehend, seine Hände erhob und sie segnete, mit milden, edlen Worten, welche den Abbe Edgewarth, der hinter der nahen Thüre des Cabinets kniete, zu Thränen rührten.

Nun hieß der König seine Familie sich wieder erheben und schloß sie wieder in seine Arme, und küßte die Königin, welche bleich und zitternd sich an ihn anklammerte, und deren zuckende Lippen ein Wort des zornigen Vorwurfs gegen diejenigen, welche ihn verurtheilt hatten, nicht zurückhalten vermochten.

„Ich habe ihnen vergeben,“ sagte der König ernst. „Ich habe mein Testament niedergeschrieben, und Ihr werdet es darin lesen, daß ich ihnen verzeihen habe, daß ich von Euch fordere, Ihr sollt es auch thun. Verspricht mir, Marie, daß Du niemals daran denken wirst, meinen Tod zu rächen.“

Es zuckte ein Lächeln voll Trauer und Verzweiflung um die bleichen Lippen der Königin. „Ich werde wohl niemals in der Lage sein, Rache üben zu können,“ sagte sie. „Aber,“ fügte sie rasch hinzu, da sie dem stehenden Blicke des Königs begegnete, „aber selbst wenn ich es vermöchte, und die Gewalt in meine Hand gegeben würde, so verpfehle ich doch, daß ich keine Rache und Vergeltung üben will.“

Der König neigte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Ich danke Dir, Marie, und ich weiß, daß Ihr Alle, meine Lieben, meinen letzten Willen heilig halten werdet, und daß meine letzten Worte

und Wünsche in Euer Herz eingegraben sind. Aber Du, mein Sohn,“ fuhr der König fort, indem er den Dauphin auf sein Knie emporzog und ihn mit zärtlichen Blicken anschaute, „Du bist noch ein Kind und Du könntest vergessen. Du hast gehört, was ich gesagt habe, aber da der Schwur noch heiliger ist, als das Wort, so erhebe Deine Hand und schwöre mir, daß Du meinen Willen erfüllen und allen unsern Feinden vergeben willst.“

Der Knabe, die großen, blauen Augen unverwandt auf seinen Vater gerichtet, die Lippen bebend vor tiefer, innerer Bewegung hob seine rechte Hand empor, und selbst die Beamten hinter der Glashür vernahmten deutlich diese klare, holbe Kinderstimme, welche sagte: „Ich schwöre Dir, Papa König, daß ich allen unseren Feinden vergeben, und Denen nichts Böses thun will, welche mir meinen lieben Vater tödten!“

Ein Schauer durchlief die Herzen der Lauschenden, sie traten zurück von der Glashür mit bleichen Gesichtern, es war ihnen gewesen, als hätten sie die Stimme eines Engels vernommen, und ein Gefühl unaussprechlicher Reue und Scham erfaßte ihre Seele.

Drinnen in dem Gemach des Königs war jetzt Alles still, und nur der Abbe in dem Cabinet vernahm das leise Gemurmel ihrer Gebete und das unterdrückte Weinen und Schluchzen.

Dann sagte die Stimme des Königs: „Jetzt geht meine Geliebten! Ich muß allein sein! Ich bedarf der Ruhe und Sammlung!“

Ein lautes Wehklagen war die Antwort. Aber einige Minuten später öffnete Clery die Glashür, und die königliche Familie erschien wieder vor den Beamten. Die Königin hielt den rechten Arm Ludwigs umfaßt, beide gaben sie eine Hand dem Dauphin, Theresie hatte ihren Vater um die Mitte seines Leibes umschlungen, seine Schwester Elisabeth hielt seinen linken Arm umklammert. So schleppen sie sich ein paar Schritte vorwärts nach der Ausgangsthür hin, unter lauten Schmerzensklagen und Jammergeschrei.

„Ich verstehe Euch,“ sagte Ludwig, „daß ich Euch morgen früh um acht Uhr noch einmal sehen werde.“ „Um acht Uhr! Warum nicht um sieben Uhr?“ fragte die Königin ahnungsvoll.

„Nun denn,“ erwiderte der König sanft, „also um sieben Uhr! Lebt wohl! Lebt wohl!“

Der schmerzliche Ausdruck, mit dem er dieses letzte Lebewohl sagte, verdoppelte das Weinen und Schluchzen. Die Tochter des Königs fällt ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, Clery hebt sie, unterstützt von der Prinzessin Elisabeth, empor.

„Papa, mein lieber Papa,“ ruft der Dauphin, sich an ihn anschmiegend, „laß uns bei Dir bleiben.“

Die Königin sagt kein Wort. Sie ist bleich und blickt aus großen, weit geöffneten Augen den König an, als wolle sie sein Bild tief, tief in ihr Herz einprägen.

„Lebet wohl! Lebet wohl!“ ruft der König noch einmal, wendet sich rasch um, und eilt in das andere Zimmer.

Ein einziger Schrei des Schmerzes, des Entsetzens tönt von allen Lippen. Dann umklammern die beiden Kinder, die nun bald Waisen sein werden, ihre Mutter, die sich mit krampfhaftem Schluchzen ihrer Schwägerin um den Hals wirft.

„Vorwärts! Die Familie Capet soll in ihre Wohnung hinaufsteigen,“ ruft einer der Municipal-Beamten.

Marie Antoinette richtet sich empor, ihr Auge flammt, und mit drohender Hornesstimme ruft sie: „Ihr seid Henker und Verräther!“

Der König war in sein Cabinet zurückgekehrt, wo der Priester, Abbé Edgewarth de Firmont, ihn erwartete mit sanftem Trosteswort. Seinen Bitten, seinen Bemühungen war es gelungen, von der Aufsichtsbekörde die Erlaubniß zu erhalten, dem Könige das Abendmahl zu reichen. In der Frühe des nächsten Morgens sollte es geschehen, so lautete die Entscheidung der Bekörde, die dem König zugleich meldete, daß er um sieben Uhr zur Exekution werde abgeholt werden.

Der König vernahm die erste Nachricht mit Freude, die zweite mit vollkommener Ruhe.

„Da ich früh aufstehen muß,“ sagte er zu seinem Kammerdiener Clery, so muß ich auch früh zur Ruhe gehen. Der heutige Tag hat mich angegriffen, und ich bedarf der Stärkung, um morgen nicht schwach zu sein.“

Er ließ sich entkleiden und legte sich nieder. Als Clery am andern Morgen um fünf Uhr kam, ihn anzukleiden, fand er Ludwig noch auf seinem Lager schlafend, und es mußten schöne und beglückende Träume sein, die ihn umgaukelten, denn ein Lächeln stand auf seinen Lippen.

Der König ließ sich ankleiden und der Priester reichte ihm das Abendmahl, zu welchem die heiligen Geräthschaften aus der nahen Kirche der Capuziner du Marais herbeigeschafft waren. Eine alte Kommode war von Clery in einen Altar umgewandelt worden, zwei gewöhnliche Leuchter standen zu beiden Seiten des Kelches und der Monstranz anstatt der Kandelaber, zwei Talglücker brannten darauf statt der Wachskerzen. Vor diesem Altar lag der König Ludwig der Sechzehnte auf seinen Knien in heiliger Andacht, mit ruhigem, friedlichem Gesicht.

Der Priester las die Messe; Clery secundirte als Sacristan, und während der König dann das Abendmahl empfing, hörte man draußen schon das Wirbeln der Trommeln, und das Schmettern der Trompeten, welche Paris weckten und ihm sagten, daß man den König von Frankreich zur Hinrichtung führte.

* Beauschéne. I. p. 442.

Jetzt rasselten Kanonen durch die Straßen, Nationalgardien zu Fuß und zu Pferde besetzten den ganzen Weg, der von dem Temple zum Revolutionsplatz (Place de la Concorde) führte. Eine vierfache Reihe von Männern, dicht an einander gedrängt, mit Gewehren, mit Piken bewaffnet, nahm beide Seiten der Straßen ein, und machte es denen, welche gehofft hatten, den König auf dieser Fahrt befreien zu können, ganz unmöglich, auch nur in seine Nähe zu gelangen. Die Bekörde wußte, daß einer der kühnsten und eifrigsten Partisanen des Königs, daß Herr von Baty in Paris angelangt sei, daß er mit einer Anzahl junger, todesmuthiger Männer den Plan gefaßt hatte, den König auf dieser Fahrt zur Hinrichtung mit Gewalt zu befreien. Aber sie hatten sorgsam alle Maßregeln getroffen, um dies unmöglich zu machen. Durch die dichtgeschlossenen Reihen der Nationalgarde, die heute aus lauter Sansculottes, den wüthenden, blutigeren Männern der Vorstädte zusammengesetzt war, fuhr der Wagen, in welchem der König saß, gefolgt und escortirt von berittenen Nationalgardien, durch die Straßen, an den Häusern mit den geschlossenen, verhängenen Fenstern vorbei, hinter denen vielleicht die Bewohner auf den Knien lagen und beteten für den Unglücklichen, den man zum Schaffot führte und der einst der König von Frankreich war.

Einmal entstand in dieser furchtbaren bewaffneten Hecke, durch welche der Wagen rollte, eine Bewegung. Zwei junge Männer riefen: „Zu uns, Franzosen! Zu uns alle Die, welche ihren König retten wollen!“ Aber der Ruf fand keinen Anklang. Jeder schaut entsetzt auf seinen Nachbar, und glaubt in ihm einen Spion, oder einen Mörder zu sehen, das Entsetzen macht alle Seelen erstarren; die Stille des Todes herrscht rings um.

Die beiden jungen Leute wollen jetzt fliehen, sich in ein Haus retten. Das Haus ist geschlossen und vor der Thür desselben werden sie von wüthenden Sansculottes niedergehauen, in Stücke gehackt.

Der Wagen des Königs fährt weiter, Ludwig achtet auf nichts mehr; aus dem Gebetbuch, das er in seinen Händen hält, liest er die Gebete der Sterbenden und der Abbé betet mit ihm.

Nun hält der Kutscher am Fuße des Schaffots und der König steigt aus. Ein Wald von Piken und Gewehren umstarrt das Schaffot. Die Tambours wirbeln, aber der König ruft mit lauter Stimme: „Schweigt!“ und sie verstummen.

Da sprengt Santerre heran und befehlt den Leuten, weiter zu trommeln und sie gehorchen ihm.

Der König wirft seine Oberkleider ab, die Henker nähern sich ihm, um ihm die Haare abzuschneiden. Er läßt es ruhig geschehen, aber als sie ihm die Hände binden wollen, da blizt sein Auge auf von Unwillen, und mit fester Stimme weigert er sich, dieses zu gestatten.

„Sire,“ sagt der Priester, „ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nur eine neue Ähnlichkeit Eurer Majestät mit unserm Heiland, der Ihr Lohn und Ihre Erquickung sein wird.“

Ludwig hebt die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Resignation zum Himmel auf. „Wahrlich,“ seufzte er, „nur die Erinnerung an ihn und sein Beispiel kam mich dahin bringen, solchen Schimpf zu ertragen!“

Und er reicht den Henkern seine Hände dar, daß sie ihn binden. Dann steigt er, gelehnt auf den Arm des Abbé, die Stufen des Schaffots hinauf. Die zwanzig Trommelschläger, welche am Fuße des Schaffots stehen, schlagen ihre Wirbel, aber der König, dicht an den Rand des Schaffots tretend, gebietet ihnen mit lauter Stimme zu schweigen und sie verstummen.

Mit einer Stimme, die so laut war, daß sie über den ganzen Platz hindröhnte, und allen Ohren die Worte deutlich vernehmbar machte, sagte der König: „Ich sterbe unschuldig an all den Verbrechen, welche man mir zur Last legt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und ich bitte Gott, daß das Blut, welches Ihr vergießen wollt, niemals auf Frankreich zurückfallen möge. Und Du unglückliches Volk —“

„So laßt ihn doch nicht weiter reden!“ schrie Santerre's gebieterische Stimme, den König unterbrechend, und sich an Ludwig wendend, schrie er wüthend: „Ich habe Sie nicht hierher geführt, um Reden zu halten, sondern um zu sterben.“

Die Trommeln wirbeln, die Henker packen den König und reißen ihn nieder. Der Priester neigt sich über ihn und murmelt einige Worte, die nur Gott gehört hat, die aber eine Tradition voll Bewunderung und voll Mitleid überseht hat in die unsterbliche und populäre Formel, die wahrer ist als die Wahrheit, und historischer als die Historie, in die Formel: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor in den Himmel.“

Niemand, wie gesagt, hat diese Worte gehört, und doch werden sie noch heute gläubig wiederholt, und werden nachklingen durch alle kommenden Jahrhunderte.

„Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zu dem Himmel!“

Die Trommeln wirbeln, etwas Glänzendes blitzt durch die Luft, ein Schlag blitzt, Blut spricht auf. — Der König von Frankreich ist todt, und der Henker Samson hebt das Haupt, welches einst eine Krone getragen, empor, um es dem Volk zu zeigen.

Eine augenblickliche, furchtbare Stille folgt diesem Moment, dann durchbricht das Volk in Massen die Reihen der Soldaten und stürzt nach dem Schaffot hin, um eine Erinnerung an diesen ewig denkwürdigen Moment davon zu tragen. Die Kleider des Königs wurden in Fetzen zerrissen und vertheilt, man gab dem Henker Goldstücke für einige Haare des blutenden Hauptes. Ein Engländer gab einem Kinde funfzehn Louisd'or

dadür, daß es ihm sein Taschentuch in das vom Schaffot herniederrieselnde Blut tauchen mußte. Ein anderer zahlte dreißig Louisd'or für den Haarpopf des Königs.*

Am Abend dieses Tages begab sich der Scharfrichter Samson, in innerster Seele ergriffen von der furchtbaren That, die er vollbracht, zu einem Priester, und stiftete zum Gedächtniß des Königs eine Todtenmesse, dann legte er sein Amt nieder, zog sich in die Einsamkeit zurück und starb schon nach sechs Monaten. Sein Sohn ward sein Nachfolger in dem traurigen Amt und setzte frommer Weise fort, was sein Vater begonnen. Die Todtenmesse für den König ward auf seine Anordnung bis zum Jahre 1840 gelesen. †

Am Morgen, der nach diesem Schreckenstage folgte, ließ die „Wittwe Capet“ bei der Bekörde das Gesuch einreichen, ihr für sich und ihre Familie „einen vollständigen Traueranzug der einfachsten Art“ zu bewilligen.

Die Republik war so großmüthig, das Gesuch der Wittwe Capet zu bewilligen.

21.

Loulan.

Der Bürger Loulan hat heute mit seinem Freund Lepitre wieder den Wachtdienst im Temple. Er ist ein so zuverlässiger, untadelhafter Republikaner, ein so

* Diese Details entnehme ich der Bostischen Zeitung, welche in ihrer Nummer vom fünften Februar 1793 einen ausführlichen Bericht der Hinrichtung des Königs Ludwigs des Sechzehnten enthält, und auch meldet, daß der königliche Hof „zur Bezeugung seiner schmerzhaften Theilnahme an dem unverdienten Schicksale des verewigten Monarchen aus eigener Bewegung die Trauer auf vier Wochen angelegt hat.“ Die Verfasserin dieses Werkes besitzt ein Exemplar dieser Nummer der Bostischen Zeitung, welche damals in keinem Quartformat auf sehr dickem, grauem Papier erschien. In derselben Nummer der Zeitung ist eine Fabel von Hermann Pffel abgedruckt, welche also lautet:

Erst die moralische Freiheit, dann die politische!

Eine Fabel von Hermann Pffel.

Zeus und die Tiger.

Zu Zeus kam eine Deputation Von Tigern. „Mächtiger Kronide,“ So sprach ihr Cicero vor des Beherrschers Thron; „Der Tiger edele Nation Ist längst der Königswahl des stolzen Löwen müde. Siebt uns nicht die Natur mit ihm ein gleiches Recht? Darum, o Zeus, erkläre mein Geschlecht Zu einem Volke freier Bürger!“ „Mein,“ sprach der Gott der Götter, „mein, Ihr seid Betrüger, Diebe, Würger; Und nur ein gutes Volk verdient frei zu sein.“ Die Verf.

† Marie Antoinette et sa famille. Par Lesoures. p. 643.